GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Dekonstruktive Perspektiven auf das Referenzsystem von Geschlecht und Sexualität : Herausforderungen der Queer Theory

Hartmann, Jutta

2004

https://doi.org/10.25595/1009

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hartmann, Jutta: *Dekonstruktive Perspektiven auf das Referenzsystem von Geschlecht und Sexualität : Herausforderungen der Queer Theory*, in: Glaser, Edith; Klika, Dorle; Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaften (Bad Heilbrunn / Obb.: Klinkhardt, 2004), 255-271. DOI: https://doi.org/10.25595/1009.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY NC ND 4.0 Lizenz (Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY NC ND 4.0 License (Attribution - NonCommercial - NoDerivates). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

HANDBUCH
GENDER UND ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT

herausgegeben von

Edith Glaser, Dorle Klika und Annedore Prengel



2004

VERLAG JULIUS KLINKHARDT • BAD HEILBRUNN / OBB.

Für Prof. Dr. Doris Knab
zum 75. Geburtstag

Die Deutsche Bibliothek – Cip-Einheitsaufnahme

Ein Titelsatz für diese Publikation ist bei
der Deutschen Bibliothek
erhältlich.

2004.7.Ll. © by Julius Klinkhardt.
Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Druck und Bindung:
AZ Druck und Datentechnik, Kempten
Printed in Germany 2004
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem alterungsbeständigem Papier
ISBN 3-7815-1323-8

Einleitung 9
Edith Glaser/Dorle Klika/Annedore Prengel

Wissenschaftsforschung, Disziplin Erziehungswissenschaft und Geschlecht ... 16
Edith Glaser/Karin Priem

1 Theoretische Perspektiven auf die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung

DerDieDas Subjekt und die Welt – Bildungstheoretische Beiträge 33
Dorle Klika

Zwischen Eigenem und Fremden – Phänomenologische Beiträge 47
Johanna Hopfner

Das Geschlecht als semiotischer Unterschied – Zeichentheorie als Grundlage der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung 58
Rita Casale/Sabina Larcher

Diskurstheoretische Zugänge in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung 76
Karin Amos

Zwischen Gender-Gesichtspunkten gleiten – Perspektivitätstheoretische Beiträge 90
Annedore Prengel

Theorien der Differenz – Anregungen aus Philosophie und Psychoanalyse .. 102
Barbara Rendtorff

Gleichheit-Differenz-Konstruktion-Dekonstruktion 112
Christiane Micus-Loos

Geschlecht als psychische Realität – Psychoanalytische Beiträge 127
Luise Winterhager-Schmid

Sozialisation – ein veraltetes Konzept in der Geschlechterforschung? 146
Carol Hagemann-White

Generationentheorien und erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung 157
Friederike Heinzel

Doing Gender: Konstruktivistische Beiträge 175
Hannelore Faulstich-Wieland

Systemtheorie und Geschlechtertheorie 191
Vera Moser

Der Blick auf evolvierte Verhaltensstrategien:
Anregungen aus der Soziobiologie 200
Annette Scheunpflug

Kulturtheoretische Perspektiven auf Geschlecht und
Geschlechterverhältnisse 215
Barbara Friebertshäuser

Arbeit und soziale Ungleichheit – Gesellschaftstheoretische Beiträge 237
Doris Lemmermöhle

Dekonstruktive Perspektiven auf das Referenzsystem von
Geschlecht und Sexualität – Herausforderungen der Queer Theory 255
Jutta Hartmann

Männerforschung und Erziehungswissenschaft 271
Edgar Forster/Markus Rieger-Ladich

2 Bildungshistorische Zugänge der Frauen- und Geschlechterforschung

Von der klassischen Sozialgeschichte zur
„Sozialgeschichte in der Erweiterung“ 287
Elke Kleinau

Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung als Ideengeschichte 303
Brita Rang

Historische Genderforschung und „cultural turn“ 322
Meike Sophia Baader

Klassikerinnen 337
Margret Kraul

3 Gender in Teildisziplinen und Handlunsgfeldern

Gender in der Familienerziehung 349
Christiane Micus-Loos/Yvonne Schütze

Gender im Kindergarten 361
Dagmar Kasüschke

Gender in der Primarstufe des Schulwesens 372
Astrid Kaiser

Gender in den Sekundarstufen 389
Elke Nyssen

Gender in den Fachdidaktiken 410
Hanna Kiper

Gender in der Sonder- und Integrationspädagogik 425
Ulrike Schildmann

Gender in der Interkulturellen Pädagogik 436
Marianne Krüger-Potratz/Helma Lutz

„Dolle Deerns", „PfundzKerle" und „MezzoMezzo" –
Gender in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit 448
Margitta Kunert-Zier

Gender in der Kinder- und Jugendhilfe 461
Maria Bitzan

Jungen- und Männerarbeit 477
Edgar Forster

Gender in der Berufsbildung 491
Antje Bredow

Gender in der Erwachsenenbildung 502
Anne Schlüter

Gender Studies: Feministische Perspektiven in Studium und Lehre 515
Ingrid Schacherl

Gender in derLehrerInnenbildung und Schulentwicklung 523
Christine Biermann/Barbara Koch-Priewe

Psychosoziale Beratung und Genderrelation 540
Ruth Großmass/Christiane Schmerl

Gender und Medienpädagogik 557
Agi Schründer-Lenzen

Gender Mainstreaming – Perspektiven für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 574
Birgit Schaufler

4 Methodologie und Forschungszugänge

Methodologie und Gender 587
Ulrike Popp

Geisteswissenschaftlich- und sozialwissenschaftlich-hermeneutische Zugänge 599
Regina Mikula/Andrea Felbinger

Objektiv hermeneutische Zugänge 610
Merle Hummrich

Tiefenhermeneutische Zugänge 622
Regina Klein

Ethnographische Ansätze 636
Helga Kelle

Biographieforschung – Erziehungswissenschaft – Genderforschung 650
Heide von Felden

Quantitative Zugänge 663
Ulrike Popp

5 Anhang

Sachregister 681
Namensregister 693
AutorInnenverzeichnis 703

Dekonstruktive Perspektiven auf das Referenzsystem von Geschlecht und Sexualität – Herausforderungen der Queer Theory

Jutta Hartmann

Als ein dynamischer und vielschichtiger Begriff steht ‚queer' für eine identitäts- und machtkritische Auseinandersetzung mit dem Themengebiet ‚Sexualität und Geschlecht'. Einer Verbindung von wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und politischer Praxis folgend, fokussiert diese auf die kulturelle Produktion von Normalität und Abweichung. Als wissenschaftlich-kulturelle Strömung ist Queer Theory ebenso in der poststrukturalistischen Theorietradition zu Fragen von Identität und Macht wie im historischen Kontext der Diskurse zur Homosexualität seit dem 19. Jahrhundert und im bewegungsgeschichtlichen Rahmen der Politisierung von Sexualität situiert (vgl. Jagose 2001). Sie steht für eine Theorierichtung, die sich der „sozialen, politischen und kulturellen Organisation und Regulierung von Sexualität" zuwendet (Genschel u. a. 2001, S. 167). Keine eigenständige Disziplin, sondern eine kritische Methode begründend, die sich auf verschiedene theoretische Grundlagen bezieht, markiert ‚queer' einen anti-ontologischen Impetus dekonstruktiver Grenzverwischung.[1] Kritik und Dekonstruktion richten sich auf die Dualitäten Heterosexualität – Homosexualität und Mann – Frau sowie auf deren inhärente Hierarchien.

Über die Analyse der gesellschaftlichen Normen ‚Zweigeschlechtlichkeit' und ‚Heterosexualität' verlieren die Kategorien Geschlecht und Sexualität ihren vermeintlich natürlichen Charakter.[2] Der Begriff ‚queer' zeigt ein Verständnis von Geschlecht und Sexualität an, das den Glauben an feste, vordiskursive, quasinatürliche Bedeutungen als unhaltbar ablehnt und sie demgegenüber als prozessual und kulturell konzeptualisiert. Als ein elastischer „Begriff im Wandel" (Jagose 2001, S. 3), lassen sich seine Bedeutung und sein Nutzen nicht ein für allemal festlegen. Gleichwohl möchte ich Queer Theory als politisch-handlungsbezogene und theoretische Richtung umreißen, die

- die vorherrschende binäre Ordnung von Geschlecht und Sexualität hinterfragt;
- die kausale Koppelung von anatomischem Geschlecht (sex), sozialem Geschlecht (gender) und Begehren anficht;

- nicht-normative Geschlechtlichkeit und Sexualität als Risse in der heteronormativen Realität sichtbar werden lässt;
- auf poststrukturalistische Kritik an aufklärerischen Vorstellungen von Subjektivität und Identität rekurriert und vor diesem Hintergrund nach Konstruktionsmechanismen von Identitäten und deren Effekten fragt;
- einem produktiven Verständnis von Macht folgt und Mechanismen der Normalisierung untersucht;
- die dominante heterosexuelle Matrix als ein gesellschaftlich funktionales Herrschaftsinstrument interpretiert und deren Verknüpfung mit weiteren sozialen Achsen der Macht analysiert.

In einem ersten größeren Abschnitt werde ich diese Perspektiven argumentativ nachvollziehen, theoretisch einbetten und erste Übertragungen in den erziehungswissenschaftlichen Diskurs aufgreifen. Der zweite Abschnitt gibt einen Einblick in Rezeption und Kritik der Queer Theory in der deutschsprachigen Forschung. In einem weiteren Schritt stelle ich erste Erträge ‚queerer' Forschungsperspektiven im Feld erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung vor und diskutiere im folgenden Abschnitt Implikationen und Handlungsmöglichkeiten für die pädagogische Praxis. Der Artikel endet mit einem Ausblick, der Herausforderungen für die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung hervorhebt.

1 Diskursive Spuren und brüchige Evidenzen

Im Fokus der kritischen Betrachtung von Queer Theory liegt Heteronormativität: die Binarität sexueller Identitäten mit dem ihr zu Grunde liegenden System der Zweigeschlechtlichkeit. Heteronormativität zeigt sich bspw. darin, dass transgeschlechtliche Menschen, die in vielfältiger Weise eine Nichtübereinstimmung von *sex* und *gender* leben, der heterosexuellen Matrix folgend nicht vorgesehen sind. Sie erweist sich in der Selbstverständlichkeit, mit der heterosexuelle Paarbildung als Ursprung und Grundlage aller sozialen Beziehungen angesehen und in Diskurse über Körper, Familie oder Staat eingeschrieben ist. So kann Anja Tervooren (2000) am Beispiel lesbischer Elternschaft nachzeichnen, wie die heterosexuelle Matrix auch mit dem Grundmodell von Erziehung verwoben ist. Zum einen zeigt Tervooren auf, wie über den Nachweis gleicher Entwicklungspotenziale für Kinder aus alternativen Familienmodellen das Vater-Mutter-Kind-Modell normativ aufgerufen und entsprechend bestätigt wird. Zum anderen verdeutlicht sie, wie die symbolischen Positionen von Elternschaft – ‚Mutter' und ‚Vater' – ahistorisch über einen komplementären Modus der Spaltung – Innen und Außen, Anwesenheit und Abwesenheit – organisiert sowie konstant als Dualitäten zweigeschlechtlich konnotiert sind. Mit den Kategorien Geschlecht und Sexualität gehen in sozialen Systemen folglich nicht nur Unterschiede, vielmehr auch

Grenzziehungen und Hierarchien einher. Die Selbstverständlichkeit heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit wird im Rahmen der Queer Theory daher als die Basis hierarchischer Geschlechterverhältnisse analysiert. Die vorherrschenden Dualitäten bringen Gruppen hervor, entlang derer die Verteilung politischer, ökonomischer und sozialer Ressourcen ausgerichtet ist (vgl. Hark 1997, S. 22). Vorstellungen von Natürlichkeit, Eindeutigkeit und Unveränderbarkeit von geschlechtlichen und sexuellen Subjektpositionen sowie die normative Verbindung von anatomischem Geschlecht (sex), sozialem Geschlecht (gender) und sexuellem Begehren erweisen sich so gesehen als gesellschaftlich funktionale Herrschaftsinstrumente.

Feministische Bewegung und Forschung hat in den 1970er und 1980er Jahren auf die Zuschreibungsverfahren des sozialen Geschlechts (*gender*) aufmerksam gemacht und mit der *sex-gender*-Unterscheidung das im bürgerlichen Geschlechterdiskurs als mimetisch behauptete Verhältnis zwischen dem sozialen Geschlecht und dem über Anatomie, Morphologie und Physiologie vermittelten biologischen Geschlecht (*sex*) zurückgewiesen. Die Unterscheidung von *sex* und *gender* erhält jedoch, so die (selbst-)kritische Reflexion, einen der zentralen Paradigmen des modernen bürgerlichen Denkens, den Dualismus von Natur und Kultur. Sie entfaltet stabilisierende Wirkung auf die heterosexuelle Ordnung, die auf der Basis zweier eindeutig zu unterscheidender Geschlechter errichtet ist. In den 1990er Jahren setzte sich im feministischen Diskurs entsprechend die These durch, dass nicht nur die mit der Zweigeschlechtlichkeit einhergehenden Zuschreibungen und Bedeutungen, speziell die Geschlechterhierarchie, vielmehr die Zweigeschlechtlichkeit selbst als Produkt sozialer bzw. gesellschaftlicher Konstruktionen zu untersuchen ist. Im Rahmen dieser Debatte wies Judith Butler (1991, S. 23) darauf hin, dass selbst dann, wenn wir von *sex* als biologisch binär konstituiert ausgehen, die vom Körper losgelöst gedachte Geschlechtsidentität nicht lediglich in einer Zweiheit auftreten müsse. Sie sieht eine Herausforderung darin, eine Diskontinuität, ja Kontingenz der Beziehung zwischen *sex* und *gender* ins Auge zu fassen. Würde *gender* ernsthaft als kulturelles Konstrukt verstanden, bestünde kein Grund mehr anzunehmen, „daß das Konstrukt ‚Männer' ausschließlich dem männlichen Körper zukommt, noch daß die Kategorie ‚Frauen' nur weibliche Körper meint" (ebd.). *Gender* lässt sich diesem Gedankengang folgend auf beliebige Körper beziehen und kann vervielfältigt werden. Da in der feministischen Diskussion auch *gender* in der Regel lediglich dual aufgegriffen wird, werteten Regine Gildemeister und Angelika Wetterer dies als ein Hinweis darauf, dass eine „stillschweigende Parallelisierung von biologischem und sozialem Geschlecht" stattfindet, was nicht nur einem verlagerten, sondern einem „latenten Biologismus der Gesamtkonstruktion '*sex-gender*'" gleichkäme (Gildemeister/Wetterer 1992, S. 207). Das kulturelle Geschlecht trete als logische Ableitung des biologischen Geschlechts auf. Die vorherrschende Annahme einer kulturüber-

greifenden und ahistorischen Natur der Geschlechter bliebe mit der *sex-gender*-Unterscheidung somit unangetastet.

Wie sich die vorherrschende Selbstverständlichkeit dichotomer und kohärenter Geschlechtsidentitäten auch in geschlechterpädagogische Ansätze eingeschrieben hat, lässt sich z. B. am häufig formulierten Ziel der Bipluralität aufzeigen. Das Konzept der Bipluralität[3] wahrt eine klare geschlechtliche Unterscheidungs- und Zuordnungsmöglichkeit und fordert sie gleichzeitig ein: entweder Mädchen oder Junge, entweder Frau oder Mann. Einzelne Bausteine mögen ihre geschlechtliche Codierung verlieren – auf Bäume klettern, mit Puppen spielen, Hosen oder Ohrringe tragen – die Inszenierung als Ganzes behält im Modell der Bipluralität den Imperativ binärer Identifizierung und Klassifizierbarkeit: Verschiedene Gefühle, Interessen, Verhaltensweisen sollen zu einer eindeutigen geschlechtlichen Identität führen, die darüber hinaus in Übereinstimmung mit dem anatomischen Geschlecht steht.[4]

Judith Butlers (1991; 1995(a)) Modell der Performativität betont sowohl den konstitutiven Zwang zu einer kohärenten Geschlechtsidentität wie auch Beweglichkeit, Instabilität und Diskontinuität geschlechtlicher Identität. Geschlecht als performativ[5] zu konzeptualisieren heißt, es als Aktivität zu begreifen, die hervorbringt, was sie lediglich auszudrücken scheint. Die Konstruktion von Geschlecht erfolgt diesem Verständnis nach durch ein Zitieren vorhandener Geschlechterdiskurse. Sie ist an die Wiederholung von bestehenden Bedeutungen, von Konventionen und Normen gebunden, wobei das ‚Wie' der Wiederholung stellenweise offen ist. Geschlecht existiert so gesehen nicht einfach, es muss ständig hergestellt werden, ist eine psychisch verwurzelte permanente Wiederholung einer Norm. Am Beispiel von Travestie – verstanden als bewusst aufgeführte Imitation des anderen Geschlechts – verdeutlicht Butler den zitathaften Charakter jeglicher Geschlechtsidentität, die in einer fortwährenden Kette aus Imitationen ohne Original eingebettet sei (Butler 1991, S. 203). Motor dieses Prozesses sei ein letztlich nie zu erreichendes normatives Ideal. Dabei umfasst der Gedanke der Performativität auch den Körper, der durch die Norm des biologischen Geschlechts geleitet, im Prozess der Performativität sukzessive materialisiere. So gesehen ist auch das anatomische Geschlecht ein gesellschaftlich-kulturelles Konstrukt, erweist sich auch *sex* als *gender*. Da in ihm die Möglichkeit gesehen wird, vorgefundene Diskurse umzuarbeiten, gilt der Zwang zur Wiederholung zugleich als Instabilität der Macht und Ansatzpunkt von Handlungsfähigkeit.

Ein performatives Verständnis von Identität fordert das in der Erziehungswissenschaft viel diskutierte Konzept des ‚doing gender' heraus. Beide Ansätze – ‚doing gender' und Performativität – betonen die Herstellung von Geschlecht als Tun, der eine als Aktivität von Subjekten, der andere als Effekt von mit Subjekten gleichursprünglichen Diskursen. Beide heben den konstruierten Charakter von Geschlecht hervor, dessen vermeintliche Essentialität Effekt der Herstellung und

des Verdeckens dieser Leistung sei. Während Performativität jedoch die Zitatförmigkeit und deren machtvollen Antrieb durch normative Vorgaben sowie dabei auftretende Verschiebungen betont, wird in Studien des ‚doing gender', die einem streng ethnographischen Design folgen, auf den Herstellungsprozess fokussiert, wobei die Rückbindung des beobachteten 'Wie' an die Frage des 'Warum' in den Hintergrund tritt. In der Theoretisierung des Spannungsverhältnisses von Autonomie und Heteronomie lässt sich auch ein entscheidender Unterschied zwischen dem Konzept der Performativität und Sozialisationstheorien verorten. Queer Theory erkennt eine wesentliche Dimension von Machtverhältnissen im gesellschaftlichen Hervorbringungsprozess von geschlechtlichen und sexuellen Subjekten, die der Gesellschaft so nicht als ‚Andere' gegenüber zu treten vermögen. Subjekte gelten als gleichursprünglich mit Diskursen. Sie können nicht unabhängig von diesen wahrnehmen, denken und fühlen, finden Diskurse immer schon vor und haben innerhalb von deren Horizont die Möglichkeit, sich alltäglich zu verhalten und verändernd zu wirken. Im Unterschied zum Sozialisationsparadigma stehen sich Subjekt und Diskurs nicht als zwei getrennte, lediglich in einem Wechselverhältnis zueinander stehende Dimensionen gegenüber, wobei dieses Wechselverhältnis durchaus auch besteht. Dem Gedanken der Gleichursprünglichkeit folgend werden sie vielmehr als untrennbar verbunden konzipiert.

Subjektivität verstanden als je historische „Art und Weise, wie wir unser Leben verstehen und leben" (de Lauretis 1996, S. 14) gilt in poststrukturalistischen Analysen als der entscheidende Ansatzpunkt von Macht. Nach Michel Foucault (1977) werden Individuen durch Bereitstellen und Zuweisen sich ausschließender Typen sexueller Identitäten reguliert. Sie beginnen, sich über ihre Sexualität zu definieren und sich über diesen spaltenden Prozess, der die Individuen sowohl untereinander trennt als auch durch die Individuen selbst hindurch geht, zu normalisieren. In Anlehnung an Foucault (1977, S. 172), der Macht weniger als repressiv-unterdrückend denn vielmehr als hervorbringend-ermöglichend versteht, richtet sich das Erkenntnisinteresse der Queer Theory auf Mechanismen der Normalisierung, die Subjekte um den Maßstab einer regulierenden Norm herum anordnet, und damit die unübersichtliche Vielheit an Körpern, Praktiken, Lüsten hierarchisiert bzw. in normale und nicht-normale spaltet. Mit Foucault (1974, S. 11) ist der Diskurs die Macht, wofür und mit der gekämpft wird und in seiner Vielschichtigkeit ein widersprüchliches Sowohl-als-auch. Dies impliziert, dass auch kritische Fachdiskurse Macht reproduzieren. Ein Beispiel aus der lesbisch-feministischen Mädchenarbeit mag dies illustrieren: Das Autorinnenkollektiv ‚Jule Alltag' (1996) beschreibt Kompensationsstrategien, mittels derer lesbische Mädchen versuchen würden, die in einer heteronormativen Gesellschaft mit lesbischem Leben einher gehenden Selbstzweifel zu handhaben. Als eine Form benennen die Autorinnen Verhaltensweisen der Mädchen, die als mädchentypisch oder als

jungentypisch gelten (ebd., S. 27). Die Formulierungen legen nahe, lesbischen Mädchen entspräche ein Verhalten und Auftreten, das sich ebenso von heterosexuell orientierenden Mädchen wie von als jungentypisch geltenden Jungen unterscheide. Sie legen nahe, lesbische Mädchen besetzten die mit der aufgerufenen Geschlechterdichotomie benannten Pole nur unter repressiven Bedingungen. Lediglich als Kompensationen interpretiert, erhalten sowohl das als heterosexualisiert eingestufte Mädchenverhalten als auch das als typisch für Jungen geltende Verhalten keine eigenständige Bedeutung zugestanden, eine von vielen Möglichkeiten zu sein, lesbische Identität zu inszenieren.[6] Die abgrenzenden Entwürfe bringen demgegenüber eine Vorstellung normalen Lesbischseins und damit einen Maßstab für neue Normalisierungsprozesse hervor.

Im dekonstruktiven Versuch einem Entweder-Oder zu widerstehen, werden in Ansätzen der Queer Theory die Grenzen zwischen Hetero- und Homosexualität, zwischen Frausein und Mannsein als nur scheinbar natürliche verstanden, verwischt und verschoben. In Anlehnung an Jacques Derridas philosophisches Verfahren der Dekonstruktion werden Dualitäten zum Ausgangspunkt der Frage nach dem Ausgeschlossenen, Verschwiegenen und Verdrängten genommen und Vorstellungen einer möglichen Sinnerfassung und Festlegung von Bedeutungen in Begriffen zurückgewiesen (vgl. z. B. Derrida 1986). Queer Theory gibt die Kategorien Frau, Mann, homosexuell, heterosexuell damit nicht auf, sondern nimmt ihnen ihre Selbstverständlichkeit. Dem Gedanken der Dekonstruktion folgend, betont sie die Paradoxie der konstitutiven Abhängigkeit dualer Kategorien: Um Heterosexualität als Norm zu bestätigen wird das „Andere" notwendig, die Homosexualität. In der pädagogischen Praxis immer wieder zu vernehmende homophobe Äußerungen erscheinen so gesehen als funktionale Distinktionsgesten. Jenny Howald (2001, S. 301) weist entsprechend auf die Gefahr hin, dass das in der Pädagogik häufig eingeforderte Konzept der Anerkennung von Differenz „letztlich eine ausgrenzende Differenz konstituiert und festschreibt".[7] Eine dekonstruktive Perspektive betont demgegenüber das Infragestellen und Aufbrechen binär codierter Kategorien und starrer Identitätsvorstellungen, irritiert vorherrschende Wahrnehmungs- und Denkgewohnheiten und richtet den Blick auf die Vielzahl an unterschiedlichen Bedeutungen innerhalb der Kategorien und im Feld dazwischen. Davon ausgehend, dass Begriffe auf das verweisen, was sie nicht ausdrükken, Identität folglich nicht ohne Differenz zu denken ist, richtet sich das Erkenntnisinteresse auch auf die Differenzen innerhalb des Subjekts. Vorstellungen von Identitäten als Entitäten werden damit durchkreuzt. In Auseinandersetzung mit psychoanalytischen Ansätzen kommen Instabilitäten und Diskontinuitäten, Brüche und Widersprüchlichkeiten in den Blick. So versucht bspw. Judith Butler (1995(a), (b)) zu erhellen, wie über den gesellschaftlichen Imperativ der Heterosexualität ein Zwang zur Vereindeutigung innerpsychischer Ambivalenzen transportiert wird und starre Identitäten als Hinweis auf verleugnete Identifizierungen

gelesen werden können. In Abgrenzung zu klassisch psychoanalytischen Ansätzen, die Identifizierung gleichgeschlechtlich und Begehren gegengeschlechtlich konzipieren, vertritt sie die These, dass wir letztlich nicht in der Lage sind, in Fragen der Identifikation und des Begehrens nach einem Entweder-oder-Prinzip zu funktionieren.

2 Dynamisierte Wissenschaften

Im deutschsprachigen Raum ist Queer Theory vor allem von Studierenden und NachwuchswissenschaftlerInnen aufgegriffen und in viele Wissenschaftsfelder übertragen worden.[8] Neben dem Bereich der Kultur- und Sozialwissenschaften breitet sich die kritische Auseinandersetzung mit Heteronormativität verbunden mit einem dekonstruktiven Verständnis von Identität und Macht langsam auch im Feld der Pädagogik und Erziehungswissenschaft aus. Schwerpunktmäßig in theoretisch und diskursanalytisch orientierten Forschungen anzutreffen (Bührmann 1995; Hark 1996; Hartmann 2002; Ott 1998; Villa 2000; Wartenpfuhl 2000), fließen entsprechende Impulse zunehmend auch in empirische Arbeiten (Fritzsche 2003; Hänsch 2002; Tervooren 2001(a), (b)) ein. Dabei werden nicht nur offensichtliche Übergänge zwischen den vorherrschenden Geschlechter- und Sexualitätspositionen in den Feldern von cross-dressing, Transgender, Transsexualität oder lesbisch-schwulen Lebensweisen (Genschel 2001; Hänsch 2002; Lehnert 1997; Polymorph 2002) bearbeitet bzw. dekonstruktive Zugänge in den hier bereits bestehenden, auf Besonderheiten ausgerichteten Forschungsfeldern angeregt. Vielmehr fließen queere Perspektiven mit der Frage nach geschlechtlichen und sexuellen Normalitätskonstruktionen und Grenzüberschreitungen insbesondere auch in die Analyse alltäglicher Interaktionen und politischer Praxen und damit in die Auseinandersetzung mit dem Allgemeinen (z.B. Tervooren 2001(a), (b); Quaestio 2000) sowie in die Untersuchung der konstitutiven Verschränkung von Geschlecht und Sexualität mit weiteren sozialen Differenzierungsachsen z. B. im Bereich von (Selbst-)Ethnifizierungsprozessen (Gutiérrez Rodríguez 1999) ein. Forschungsmethodologisch nicht auf spezielle Instrumente festgelegt, versuchen solche Forschungsperspektiven aufzuzeigen, „wie Konstruktionen von Identität durch Einschluß, Ausschluß und Verwerfung funktionieren, wie diese in gesellschaftliche Institutionen und Diskurse eingelagert sind, wie sie von sogenannten Minderheiten angeeignet werden, politische Bedeutung erhalten und der Absicherung hegemonialer Macht dienen“ (Genschel u. a. 2001, S. 170).
Während ‚queer‘ in einigen Ansätzen lediglich als Synonym für lesbisch-schwule Themen eingesetzt wird, betonen andere die Überschreitung vorherrschender „Grenzen von Identifikation und Begehren zwischen den Geschlechtern, rassisierten Gruppen und sexuellen Kategorien“ (Jagose 2001, S. 17). In der Debatte differieren die Positionen hinsichtlich der Vermittlung von Sexualität mit ande-

ren Kategorien sozialer Differenzierung wie Geschlecht, Ethnizität, Herkunft, Religion und Behinderung. Kritisch diskutiert wird, inwieweit einige Ansätze, die auf die Kategorie Sexualität fokussieren, die Geschlechterhierarchie ignorieren, inwiefern einige Ansätze der Queer Theory vorherrschende Normen entlang weiterer Ausgrenzungsdiskurse reproduzieren und inwieweit die Destabilisierung der Zweigeschlechterordnung und die Betonung von Ambiguitäten mit einer Enthierarchisierung von Dominanzverhältnissen verbunden sein können (vgl. Engel 2001). Eine weitere strittige Frage ist die, ob sich ‚queer' als eine Art Schirmbegriff für Dynamisierungen aller Stratifikationskategorien eignen könnte oder ob dessen Spezifikum in der Auseinandersetzung mit den Kategorien Geschlecht und Sexualität liegt (vgl. Genschel u. a. 2001).

Grenzen der Queer Theory werden bspw. dort diskutiert, wo es um die Frage nach der konkreten Wirkkraft der Diskurse geht. Wie sieht der komplexe Vorgang der Materialisierung von Diskursen aus, der mit sozialen, ökonomischen und politischen Positionen sowie mit innerpsychischen Prozessen der Individuen verbunden ist? Und welche Faktoren entscheiden darüber, welche Umschriften der Matrix der Macht auch verhärtete Machtstrukturen nachhaltig zu treffen oder gar abzubauen vermögen (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1999; Villa 2000)? Für Juliane Rebentisch (1998) bleibt in Butlers Konzept der Performativität die Frage nach Handlungsfähigkeit zu vage beantwortet. Unklar sei, wer letztlich was wiederhole und bei wem die Verantwortung dafür liege. Anja Tervooren (2001(a)) vermisst im selben Konzept eine vertiefte Perspektive auf den konkreten Vollzug von Interaktionen und Handlungen, die über sprachphilosophische Annahmen hinaus auch körperliche Aufführungen in ihren Feinheiten wie Gesten, Haltungen oder Bewegungen in den Blick nehmen. Andrea Rödig (1994) fragt kritisch an, ob die Erkenntnis von *sex* als *gender* nicht Gefahr laufe, die Erkenntnis gegenüber dem nicht erkennbaren Sein, Kultur gegenüber Natur zu verabsolutieren und Undine Eberlein (1998) mutmaßt, ob eine Theorie der Pluralisierung der Geschlechter als eine Art Zuspitzung von Individualismus zu verstehen sei, der Geschlecht radikal als Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit bei Leugnung naturaler Grenzen konzipiere.

Seit ungefähr zehn Jahren in der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung diskutiert, kann Queer Theory noch nicht auf eine lange Wirkungsgeschichte zurückblicken. Auf vielen Ebenen ist sie für erziehungswissenschaftliche Fragestellungen und pädagogische Praxis erst noch auszuformulieren. Der Fokus meiner weiteren Darstellung richtet sich damit auf Erträge, die die Rezeption bestimmter Erkenntnisse dieses Zugangs in für die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung zentralen Forschungsfeldern bislang erbracht hat.

3 Verschobene Perspektiven

Ulrike Hänsch (2002) untersucht anhand biographischer Erzählungen lesbischer Frauen inwiefern heterosexuelle Normen die biographischen Felder von Lebensform und sexueller Orientierung strukturieren. Dabei kann sie heteronormative Begrenzungen in Lebensverläufen lesbischer Frauen herausarbeiten, die in der weitgehend auf geschlechtliche Arbeitsteilung zentrierten deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung bisher kaum wahrgenommen wurden und rekonstruieren, wie sich ethnisierende Normen mit heterosexuellen verbinden bzw. wie die soziale Herkunft verbunden mit der Geschlechtszugehörigkeit spezifische Bedingungen für die Entwicklung eines nicht-traditionalen Lebensentwurfs setzt.

In ihren ethnographischen Ausführungen über Spiele von Kindern auf dem Schulhof untersucht Anja Tervooren (2001(b)) die Art und Weise, wie Kinder performativ Gemeinschaften hervorbringen und wie hierbei das Thema der Differenz bearbeitet, wie Geschlecht verhandelt wird. Dabei beschreibt sie Situationen, die sie im Anschluss an die Ethnographin Barrie Thorne als *crossing* bezeichnet. *Crossing* bezieht sich im Unterschied zu dem in der erziehungswissenschaftlichen Debatte häufiger aufgegriffenen Konzept des *borderwork*, der interaktionellen Arbeit an der Geschlechtergrenze, auf Situationen, in denen Geschlechtergrenzen und deren heterosexuelle Bedeutungsaufladung an Relevanz verlieren oder übertreten werden. Tervooren beschreibt bspw. wie ein Mädchen in eine Gruppe spielender Jungen wechselt und sich auf die Vollzüge deren Spiels einlassend, zum Teil dieser Spielgruppe wird. An anderer Stelle arbeitet sie unter Rückgriff auf das Modell der Performativität von Judith Butler heraus, wie in einer komplexen Interaktionssituation zwischen einem Lehrer und einer Grundschulklasse Geschlecht (*sex* und *gender*) – sicherlich unintendiert – als kontingent hervorgebracht und damit Zweigeschlechtlichkeit unterwandert wird (Tervooren 2001(a)).

Bettina Fritzsche (2003) zeigt in ihrer qualitativen Untersuchung zu jugendkulturellen Praktiken des Fan-Seins von Mädchen auf, wie eine Sensibilisierung für die ‚konstitutiven Instabilitäten' (Butler) bei der Wiederholung geschlechtlicher Normen im Blick auf aktionistische Suchbewegungen in der Adoleszenz nützlich sein kann. Die Auseinandersetzung der Mädchen mit der Geschlechterdichotomie und der Norm der Heterosexualität erweist sich hierbei als dynamischer Vorgang, bei dem im Zuge komplexer Begehrensverhältnisse und wechselnder Identifizierungen normative Vorstellungen einer kohärenten Geschlechtsidentität ständig durchkreuzt werden.[9]
Ein diskurstheoretisches Macht- und Subjektverständnis lädt ein, eigene Diskurse auf verborgene Mechanismen der Macht hin zu analysieren und darüber zu modifizieren. Dieser Perspektive folgt Jutta Hartmann (2002), indem sie Diskurse kritischer Pädagogik der 1990er Jahre, die die Kategorien Geschlecht, Sexuali-

tät und Lebensform bearbeiten, untersucht und dabei die ambivalente Struktur von Diskursen der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung herausarbeitet. Foucaults Gedanken folgend, dass im Auseinanderfalten von Konstruktionsmechanismen das Potential liegt, deren Wirkkraft zu stören, zeigt sie auf, welche hegemonialen Imperative in den analysierten Diskursen verflüssigt, welche dominanten Ordnungsmuster reaktualisiert und welche unbeabsichtigten Nebeneffekte über neue diskursive Figuren hervorgebracht werden. Die Analyse erziehungswissenschaftlicher Diskurse und pädagogischer Konzepte unter Rückgriff auf Perspektiven der Queer Theory ermöglicht sowohl machtdestabilisierende wie machtverfestigende Konstruktionsmechanismen nachzuzeichnen und aufzuzeigen, wie diese die heterosexuelle Matrix der Macht zugleich aufbrechen und bestätigen.
Mit Blick auf neuere psychoanalytische Theorien arbeitet Susanne Luhmann (2001) Möglichkeiten und Grenzen einer Thematisierung sozialer Differenzen im Kontext der universitären Women's Studies heraus. Von der Erfahrung ausgehend, dass Studierende mit Aussagen wie „Frausein hat wenig Bedeutung für mein Leben, ich bin erstmal Mensch" oder „meine sexuelle Orientierung ist Privatsache, ich lehne es ab, kategorisiert zu werden" (a. a. O., S. 126) eine Identifizierung mit dem Lehrstoff verweigern, untersucht Luhmann die von Studierenden angesprochene Inkongruenz des eigenen Selbstverständnisses mit den angebotenen Identitäts-Diskursen. Dabei macht sie die psychoanalytischen Annahmen fruchtbar, im Kern der Identität liege nicht Gleichheit sondern Differenz und Verweigerung habe immer schon eine Beziehung zu dem hergestellt, was sie verweigert. Indem sie Identität als Ergebnis statt als Voraussetzung von Identifizierung betrachtet, problematisiert sie eine Aufnahme sozialer Differenzen unter Frauen entlang von Kategorien wie Ethnizität, Klasse, Alter, Behinderung in der Pädagogik, die weiterhin auf Identitäten gründet. Demgegenüber verweist sie auf einen Zugang, der Studierende lehrt, sich für eigene Prozesse der Identifizierung und die der anderen zu interessieren.

4 Qu(e)ere Pädagogik

Queer Theory regt für die pädagogische Praxis einen Perspektivenwechsel an, weg von einer identitätszentrierten Orientierung an Identitätssuche und -stärkung hin zu einer Auseinandersetzung mit dem konstruierten Charakter von Identitäten und zu einer Ausarbeitung und Gestaltung der eigenen Identität, die bisherige Grenzen befragt, ausdehnt und z. T. auch überschreitet. Dabei hat sich erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung mit dem Paradox auseinander zu setzen, dass Mädchen- und Jungenarbeit ebenso wie lesbisch-schwule Bildungsarbeit an Geschlechterdichotomie und heterosexueller Norm ansetzt und damit zunächst aufruft, was sie zu irritieren intendiert. Die häufig gestellte Frage,

ob diese pädagogischen Richtungen das System heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit somit nicht eher verfestigen, denn unterminieren, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Eine dekonstruktive Praxis bewegt sich im paradoxen Raum, zunächst aufzurufen, was sie verschieben will. Ein verqu(e)er Zugang kann nicht jenseits kulturell überlieferter geschlechtlicher und sexueller Kategorien und Identitäten agieren, bestätigt diese jedoch nicht zwangsläufig. Gleichwohl bleibt dies, wie Jacques Derrida für die Dekonstruktion betont, als Gefahr bestehen. Begleitet werden sollte eine dekonstruktive Pädagogik daher von einer „unaufhörlichen Analyse: denn die Hierarchie des dualen Gegensatzes stellt sich immer wieder her" (Derrida 1986, S. 88). Damit die pädagogischen Richtungen, die an sozialen Differenzen ansetzen, ein dekonstruktives Potenzial entfalten können, scheint das ‚Wie' der pädagogischen Arbeit und ihre ständige kritische Reflexion entscheidend zu sein. Wie können sie heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit bewusst machen und deren Funktionsmechanismen rekonstruieren? Wie können sie die Möglichkeiten Mädchen und Junge bzw. homosexuell und heterosexuell zu sein diversifizieren sowie einen Einblick in den möglichen Raum zwischen diesen Geschlechter- und Sexualitätspositionen eröffnen?

Für die pädagogische Praxis schlägt Jenny Howald (2001) vor, in der Mädchenarbeit die Frage, was ein Mädchen ausmacht, virulent zu halten. Dabei gelte es, die gesellschaftliche Realität der Kategorie Geschlecht anzuerkennen, den Begriff Mädchen jedoch zu ent-essenzialisieren, d. h. zu widerstehen, eine Definition von Mädchensein zu geben. Olaf Stuve (2001) knüpft in seiner Auseinandersetzung mit Jungenarbeit an Butlers Gedanken des Körpers als ‚einem Ort für eine Reihe sich kulturell erweiternder Möglichkeiten' an und entwickelt neue Ansatzpunkte für die Körperarbeit mit Jungen. Ihm geht es darum, die Brüchigkeit und Kontingenz von Geschlechtsidentität erlebbar zu machen, indem geschlechtliche Routinen als gemachte bewusst und deren geschlechtliche Zuschreibungen enteignet werden. Ziel der von ihm verfolgten nicht-identitären Jungenarbeit ist provokant formuliert ‚kein Junge'. Damit grenzt Stuve sich von dem in jungenpädagogischen Ansätzen häufig verfolgten Ziel eines neuen Junge- bzw. Mannseins ab, das an einem essentiell gegebenen Mannsein festhält, nach einem männlichen Weinen, männlicher Trauer etc. sucht und damit die Geschlechterdichotomie letztlich bestärkt.[10] Er macht auf den grundlegenden Unterschied aufmerksam, ob in der Jungenarbeit nach einem anderen Jungen gesucht wird oder ob an Selbstkonstruktionen, Ausschließungen und Differenzierungen gearbeitet wird.

Dynamisierungen in der Triade Geschlecht-Sexualität-Lebensform aufzugreifen – Momente also, die vorherrschende Grenzen und Normalitätsvorstellungen in Bewegung bringen – und diese gleichzeitig mit zu ermöglichen, intendiert Jutta Hartmann mit dem Begriff ‚vielfältige Lebensweisen' (Hartmann 2002, S. 118ff.). In diesem verbindet sie ein poststrukturalistisches Verständnis geschlechtlicher und sexueller Identität mit der aktuellen Debatte zur Pluralisierung von Lebens-

formen, versucht Uneindeutigkeiten begrifflich zu fassen und kritisch Einspruch zu erheben gegen die Tendenz zur Vereindeutigung von Identitäten und zur Reproduktion starrer Machtverhältnisse. In ihrem Entwurf einer ‚Pädagogik vielfältiger Lebensweisen' (Hartmann 2003) regt sie anhand konkreter Praxisbeispiele eine pädagogische Haltung an, die daran orientiert ist, vorherrschende Identitätsannahmen und Normalitätsvorstellungen produktiv zu irritieren, die Dualitäten von Geschlecht und Sexualität zu verflüssigen sowie deren Konstruktionsmechanismen zum Gegenstand pädagogischer Auseinandersetzung zu machen. Eine ‚Pädagogik vielfältiger Lebensweisen' intendiert, geschlechtliche und sexuelle Grenzen als beweglich anzuerkennen und optativ eine Vielzahl von Lebensweisen zu entfalten.

Mit Blick auf normierende Mechanismen sexualpädagogischer Theorie- und Praxisarbeit fragt Elisabeth Tuider (2001, S. 247), wie „multiple Verortungsmöglichkeiten für geschlechtliche oder sexuelle Lebensweisen, Beziehungen, Lüste und Körperlichkeiten" aufgegriffen werden können, ohne diese erneut als eindeutige Identitäten zu verdinglichen. Eine verqueere (Sexual-)Pädagogik entwerfend fordert Tuider eine grundlegende Revision des Sexualitätsverständnisses in der Pädagogik ein, die an einer „Geschlechtermultiplizierung" und an einer „Erweiterung des Farbenspektrums der Lust" orientiert ist (a. a. O., S. 250). Damit sollen Transgenders, Intersexuelle, Crossdresser, Transsexuelle, Frauen, Männer, Multisexuelle, Pansexuelle, Lesben, Schwule, Bisexuelle, Heteros und gegebenenfalls weitere geschlechtliche und sexuelle Selbstverständnisse von Menschen ihren Platz in der Pädagogik finden.

Wie in der konkreten pädagogischen Praxis zu einer Denaturalisierung der vorherrschenden Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität beigetragen und herausgearbeitet werden kann, wie deren Konstruktion und Sinnhaftigkeit von spezifischen wirtschaftlichen, kulturellen und politisch-sozialen Prozessen abhängig sind, stellt Susanne Luhmann (1998, S. 47ff.) anhand einer zusammen mit Margot Francis für die universitäre Lehre der nordamerikanischen Women´s Studies entwickelten Diashow vor, die die reiche „Tradition der Überschreitung von Geschlechter- und Sexualitätsnormen in Nordamerika in den letzten 200 Jahren" aufgreift. Anhand von Archivmaterial werden „die Nahtstellen und Überschneidungen zwischen unterschiedlichen Formen des Begehrens" herausgearbeitet und damit die Opposition zwischen Hetero- und Homosexualität sowie die diese fundierende Binarität der Geschlechter hinterfragt.

Neben den Chancen zu dynamisierten Subjektpositionierungen, zu größeren Handlungsspielräumen, verstärkter Wertschätzung gelebter Vielfalt und zum Abbau von Gewalt birgt die Janusköpfigkeit von Normen und Zwängen – die ja nicht nur einengen, sondern auch Sicherheit geben und Orientierung bieten – auch Risiken des vorgestellten Zugangs. Der Verlust an verlässlichen Orientierungsmustern mag bei den pädagogischen AdressatInnen unter Umständen auch zu

Gegenbewegungen führen, die ein Festhalten an starren Geschlechts- und Sexualitätspositionen und Abwehr gegenüber denjenigen, die sich anders zeigen, zur Folge haben können. Eine umfassende Entwicklung, Erprobung und Evaluation konkreter Handlungsmöglichkeiten und Qualitätsstandards für und in der pädagogischen Praxis unter diesen Gesichtspunkten steht noch aus.

5 Herausfordernder Ausblick

Mit Queer Theory habe ich ein relativ junges Forschungsfeld vorgestellt, dessen Überschneidung mit erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung in Ausdehnung begriffen ist. Eine für den diskutierten Ansatz auftretende Herausforderung sehe ich in diesem Prozess darin, die für Pädagogik so zentrale Frage nach der Handlungsfähigkeit des immer schon geschlechtlich und sexuell konstituierten Subjekts weiter auszuformulieren. Liegt seine Stärke in der Betonung der Gleichursprünglichkeit von Subjekt und Gesellschaft, so bedürfte der Zugang mit Blick auf Eigensinn und Gestaltungspotenzial der Individuen einer vertiefenden Erörterung, die körperliche, unbewusste und intersubjektive Momente ebenso berücksichtigt wie kognitiv-reflektierende. Es sind bspw. die Fragen nach dem Verhältnis von diskursiver Konstruiertheit und gestalterischer Freiheit vor dem Horizont vorhandener Möglichkeitsfelder oder nach dem Ineinander von dynamischer Offenheit und notwendig vorläufiger Bestimmtheit der geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen, deren weitere empirische Untersuchung und theoretische Ausarbeitung wünschenswert wäre.

Die Leistungen der Queer Theory liegen insbesondere darin, das Referenzsystem von Geschlecht und Sexualität in deren binären Struktur zu rekonstruieren und zu dekonstruieren sowie auf die Vielfalt geschlechtlicher und sexueller Existenzweisen aufmerksam zu machen. Dies fordert Pädagogik und Erziehungswissenschaft heraus, sich mit normativer und nicht-normativer Geschlechtlichkeit und Sexualität auseinander zusetzen, den eigenen Blick für deren Konstruktionsprozesse zu sensibilisieren sowie der Frage zu folgen, wie pädagogisches Denken und Handeln Grenzen offen halten und Dynamisches berücksichtigen kann. Die Begegnung mit Queer Theory regt erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung an, einer identitäts- und machtkritischen Perspektive folgend die Analyse und Kritik der Geschlechterverhältnisse und der Konstitutionsprozesse von Geschlecht mit der der heterosexuellen Ordnung zu verbinden und damit Sexualität als ein mit Geschlecht verwobenes Ordnungssystem aufzugreifen. Sie fordert sie heraus, diskursanalytische Reflexionen voranzutreiben und im Blick auf die ambivalente Struktur der eigenen Diskurse, die Macht aufbricht *und* reproduziert, eigene Verstrickungen in die heteronormative Logik zu beleuchten sowie Konzepte für die pädagogische Praxis (weiter) zu entwickeln, die gesellschaftlich Normen hinterfragen, alltägliche Selbstverständlichkeiten irritieren und

Offenheit für eine Vielfalt geschlechtlicher und sexueller Selbstverständnisse ermöglichen.

Anmerkungen

[1] Der Begriff ‚queer' kommt aus dem anglo-amerikanischen Sprachraum und umreißt in seiner adjektivischen, buchstäblichen Verwendung Bedeutungen wie ‚eigenartig', ‚schräg' oder ‚fragwürdig', also das, was vom Gewöhnlichen, von dem, was allgemein als ‚das Normale' gilt, abweicht. Umgangssprachlich fungiert er als Schimpfwort gegenüber all den Menschen, die nicht den vorherrschenden Vorstellungen geschlechtlicher und sexueller Normalität entsprechen. Über eine selbstbewusste Aneignung wurde aus dem bestehenden negativ konnotierten Wort durch Bedeutungsverschiebung ein neu gefüllter Analyse- und Kritik-Begriff entwickelt.

[2] Im Zuge der Etablierung der Humanwissenschaften in der Moderne entstand der bürgerliche Geschlechterdiskurs über die fundamentale Differenz und natürliche Bestimmung der Geschlechter (vgl. Honegger 1991; Laqueur 1992). Dessen Behauptung von zwei biologisch eindeutig unterscheidbaren Geschlechtern hat nicht nur Einfluss auf das heute vorherrschende Alltagsverständnis. Frage ist, inwieweit sie bspw. auch durch den feministischen Gegendiskurs, der zwischen *sex* (biologisch-anatomisches Geschlecht) und *gender* (sozio-kulturelles Geschlecht) unterscheidet, eher bekräftigt denn relativiert wird (s. u.). Während es in sozial- und kulturwissenschaftlichen Debatten heute kaum noch strittig zu sein scheint, dass es sich bei Geschlecht und Sexualität um kulturell-gesellschaftliche Konstrukte handelt, so gehen die Ansichten bezüglich des Ausmaßes der Konstruktion – ob und wenn ja bis zu welchem Grade z. B. auch *sex* als gesellschaftlich hervorgebracht gelten kann – jedoch beachtlich auseinander (vgl. Maihofer 1995, S. 19ff.).

[3] Das Modell der Bipluralität wendet sich gegen die Polarisierung von Männlichkeit und Weiblichkeit, indem es eine Auffächerung von Verhaltensoptionen sowie eine Vervielfältigung von Rollenidentitäten und Lebensformen innerhalb der beiden Geschlechtergruppen beschreibt und fördern will. Dabei setzt es an der vorherrschenden sozialen Realität zweigeschlechtlicher Existenzweisen an und nimmt Lebensweisen zwischen den beiden Geschlechtergruppen nicht in den Blick.

[4] Eine offene Haltung gegenüber uneindeutigen geschlechtlichen und sexuellen Positionierungen könnte demgegenüber den Stress, den *borderwork* – das Herstellen von Grenzen zwischen den Geschlechtern (vgl. Thorne 1993) – für alle mit sich bringen kann, erheblich reduzieren. Gerade für alltägliche Interaktionen mag der Gedanke der Bipluralität zwar einerseits eine Variabilität auf der Ebene des Verhaltensspektrums eröffnen, gleichzeitig jedoch eine Grenzziehung auf anderer Ebenen als umso notwendiger erscheinen lassen, um im Ensemble des gesamten Auftretens eine eindeutige Geschlechtspositionierung aufzuweisen.

[5] Performativität ist ein Begriff der Sprechakttheorie. Performative Äußerungen bringen durch das Sprechen selbst etwas hervor, sie vollziehen etwas. Paradigmatisch ist das Beispiel der Hochzeitszeremonie: Durch die Aussage 'Ich erkläre euch als Mann und Frau' führt der Pfarrer oder Standesbeamte eine Handlung aus und bringt in der „Heterosexualisierung der sozialen Bindung" (Butler 1995(a), S. 299) hervor, was er benennt.

[6] Einer solchen Argumentation liegt implizit eine Koppelung von *sex*, *gender* und Begehren zu Grunde. Derzufolge muss sich *gender* bei lesbischen Mädchen auf Grund ihres lesbischen Begehrens von dem *gender* der Mädchen, die heterosexuell begehren, unterscheiden. Dieses kann jedoch auf Grund der unterschiedlichen *sexes* nicht identisch sein mit dem *gender* von Jungen. Unterscheidet sich *sex* muss sich auch *gender* unterscheiden.

[7] Diese Problematik ist auch schon im Zuge der Auseinandersetzung um verschiedene pädagogische Differenzkonzepte diskutiert worden. Annedore Prengel (1993) hat hierbei die Bedeutung nichtetikettierender und nichtaffirmativer Differenzvorstellungen hervorgehoben.

[8] In der deutschsprachigen Forschung war die Soziologin Sabine Hark (1993) eine der Ersten, die

‚queer' als Begriff aufgegriffen und in die universitäre Frauen- und Geschlechterforschung eingeführt hat. Die Bücher der u.s.-amerikanischen Philosophin Judith Butler stellen die hierzulande wohl am meisten diskutierten Texte der Queer Theory dar, wenngleich deren Rezeption insbesondere in der ersten Hälfte der 1990er Jahre Butlers Ausführungen zur heterosexuellen Matrix auf weiten Strecken unbeleuchtet ließ und daher selbst als heteronormativ bezeichnet werden kann (vgl. kritisch Ott 1998, S. 11). Seit kurzem liegt die Übersetzung einer Einführung in die Queer Theory von Annamarie Jagose (2001) vor. Mit dem Band „Jenseits der Geschlechtergrenzen" hat die Arbeitsgemeinschaft LesBiSchwule Studien/Queer Studies der Universität Hamburg z. B. verschiedene Beiträge aus dem weiten und heterogenen Feld der Queer Theory zusammengetragen (Heidel u. a. 2001) und mit dem Buch „(K)ein Geschlecht oder viele?" liegt eine von StipendiatInnen der Heinrich-Böll-Stiftung (Polymorph 2002) zusammengestellte Textsammlung vor, die die Artifizialität und Dynamik von Zweigeschlechtlichkeit anhand der Vielfalt von Lebensweisen sichtbar werden lässt, die unter dem Begriff ‚Transgender' firmiert. In einer Sonderausgabe der Zeitschrift ‚kea' (Haller 2002) setzen sich EthnologInnen mit Heteronormativität und deren Einfluss auf wissenschaftliche Kategorien auseinander.

[9] Mit Verweis auf weitere Studien der Jugendforschung möchte ich an dieser Stelle die Frage offen halten, inwieweit es einer Fundierung in poststrukturalistischen Identitäts- und Machttheorien bzw. einer expliziten Auseinandersetzung mit Identitäts- und Machtfragen unter dieser Perspektive bedarf, um Forschungen und deren Erträge dem Feld der Queer Theory zuzurechnen oder inwiefern schon allein eine Berücksichtigung der Kategorien Geschlecht und Sexualität und die Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Norm der Heterosexualität ein hierfür ausreichendes Kriterium sein können. So geht Kristina Hackmann (2003) in ihrer ethnographischen Studie von einem konstitutiven Zusammenhang zwischen der Alltagstheorie von Geschlecht und der gesellschaftlichen Norm der Heterosexualiät aus und kann in ihrer Untersuchung sozialer Praktiken im Rahmen von Videoproduktionen einer Mädchen-AG ein Changieren der Mädchen zwischen homosexuellen und heterosexuellen Wünschen und Phantasien rekonstruieren. Auch Eva Breitenbach und Sabine Kausträter (1999) fokussieren in ihrer Untersuchung von Mädchenfreundschaften auf die Verknüpfungen von Geschlecht und Sexualität.

[10] Stuve entwickelt seine Argumentation in kritisch-wertschätzender Diskussion einflussreicher Beiträge der 1990er Jahre zur Jungenarbeit von Lothar Böhnisch, Reinhard Winter und Franz-Gerd Ottomeier-Glücks.

Literatur

ALLTAG, Jule (Hrsg.): „... eigentlich hab' ich es schon immer gewußt..." Lesbisch-feministische Arbeit mit Mädchen und jungen Lesben. Hamburg 1996. – BREITENBACH, Eva/Kausträter, Sabine: „Einarbeiten in heterosexuelle Umgangsformen": Zur Bedeutung von Mädchenfreundschaften in der Adoleszenz. In: Horstkemper, Marianne und Margret Kraul (Hrsg.): Koedukation. Erbe und Chancen. Weinheim 1999, S. 184-199. – BÜHRMANN, Andrea: Das authentische Geschlecht. Die Sexualitätsdebatte der Neuen Frauenbewegung und die Foucaultsche Machtanalyse. Münster 1995. BUTLER, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M. 1991. – BUTLER, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin 1995(a). – BUTLER, Judith: Melancholisches Geschlecht/Verweigerte Identifizierung. In: Jessica Benjamin (Hrsg.): Unbestimmte Grenzen. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter. Frankfurt/M. 1995(b), S. 168-187. – DERRIDA, Jacques: Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpettea. Band 8. Wien 1986. – EBERLEIN, Undine: Vortrag auf dem Workshop des Zentrum für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung am Fachbereich 1 der TU Berlin zu den aktuellen Publikationen von Judith Butler, 1998. – ENGEL, Antke: Die VerUneindeutigung der Geschlechter – eine queere Strategie zur Veränderung gesellschaftlicher Machtverhältnisse? In: Ulf Heidel u.a. 2001, S. 346-364. – FOUCAULT, Michel: Die Ordnung des Diskurses. Mit einem Essay von Ralf

Konersmann. Frankfurt/M. 1974/1991, S. 7-49. – Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt/M. ⁹1997. – Foucault, Michel: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin 1978. – Foucault, Michel: Von der Freundschaft als Lebensweise. Gespräch mit René Ceccatty, Jean Danet und Jean le Bitoux. In: Von der Freundschaft als Lebensweise. Michel Foucault im Gespräch. Berlin 1981, S. 85-93. – Fritzsche, Bettina u. a. (Hrsg.): Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven. Opladen 2001. – Fritzsche, Bettina: Pop-Fans. Studie einer Mädchenkultur. Opladen 2003. – Genschel, Corinna: Erstrittene Subjektivität. Diskurse der Transsexualität. In: Das Argument 243 (2001), S. 821-833. – Genschel, Corinna u. a. (Hrsg.): Vorwort und Anschlüsse zur deutschen Ausgabe von Annamarie Jagose: Queer Theory. Eine Einführung. Berlin 2001. – Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hrsg.): Traditionen Brüche. Freiburg i. Br. 1992, S. 201-253. – Gutiérrez Rodríguez, Encarnación: Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung. Opladen 1999. – Hackmann, Kristina: Adoleszenz, Geschlecht und sexuelle Orientierung. Eine empirische Studie mit Schülerinnen. Opladen 2003. – Haller, Dieter (Hrsg.): Heteronormativität. Sonderausgabe der Zeitschrift ‚kea' 14 (2002). – Hänsch, Ulrike: Individuelle Freiheiten – heterosexuelle Normen. Handlungsmöglichkeiten und Sinnkonstruktionen in Lebensgeschichten lesbischer Frauen. Diss. Dortmund 2002. – Hark, Sabine: Queer Interventionen. In: Feministische Studien 1993, H. 2, S. 103-109. – Hark, Sabine: Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität. Opladen 1996. – Hark, Sabine: Neue Chancen – alte Zwänge? Zwischen Heteronormativität und posttraditionaler Vergesellschaftung. Zur sozialen und psychischen Situation lesbischer Mädchen und schwuler Jungen in Nordrhein-Westfalen. Expertise im Auftrag des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales Nordrhein-Westfalen 1997. – Hartmann, Jutta: Bewegungsräume zwischen Kritischer Theorie und Poststrukturalismus. Eine *Pädagogik vielfältiger Lebensweisen* als Herausforderung für die Erziehungswissenschaft. In: Bettina Fritzsche u.a. 2001, S. 65-84. – Hartmann, Jutta: vielfältige Lebensweisen. Dynamisierungen in der Triade Geschlecht-Sexualität-Lebensform. Kritisch-dekonstruktive Perspektiven für die Pädagogik. Opladen 2002. – Hartmann, Jutta: Dynamisierungen in der Triade Geschlecht – Sexualität – Lebensform: dekonstruktive Perspektiven und alltägliches Veränderungshandeln in der Pädagogik. In: Elisabeth Tuider, Uwe Sielert, Stefan Timmermanns (Hrsg.): Sexualpädagogik weiter denken – Analysen, Impulse, Streitbares. Weinheim 2004, (im Druck). – Heidel, Ulf/Micheler, Stefan/Tuider, Elisabeth (Hrsg.): Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies. Hamburg 2001. – Hey, Barbara/Pallier, Ronald/Roth, Roswith (Hrsg.): Que(e)rdenken. Weibliche/männliche Homosexualität und Wissenschaft. Innsbruck 1997. – Honegger, Claudia: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib. Frankfurt/M. 1991. – Howald, Jenny: Ein Mädchen ist ein Mädchen ist kein Mädchen? Mögliche Bedeutungen von „Queer Theory" für die feministische Mädchenarbeit. In: Fritzsche u.a. 2001, S. 295-309. – Jagose, Annamarie: Queer Theory. Eine Einführung. Berlin 2001. – Laqueur, Thomas: Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt/M. 1992. – Lauretis de, Theresa: Die andere Szene. Psychoanalyse und lesbische Sexualität. Berlin 1996. – Lehnert, Gertrud: Wenn Frauen Männerkleider tragen. Geschlecht und Maskerade in Literatur und Geschichte. München 1997. – Luhmann, Susanne: Verquere Pädagogik? Queer theory und die Grenzen anti-homophober Bildungsarbeit. In: Hartmann u.a. 1998, S. 42-52. – Luhmann, Susanne: Suspekte Subjekte? Psychoanalytische Theorie, feministische Pädagogik und universitäres Lernen/Lehren zum Thema „Soziale Differenzen" am Beispiel der nordamerikanischen *Women's Studies*. In: Fritzsche u.a. 2001, S. 119-136. – Maihofer, Andrea: Geschlecht als Existenzweise. Frankfurt/M. 1995. – Ott, Cornelia: Die Spur der Lüste. Sexualität, Geschlecht und Macht.

Opladen 1998. – Pagenstecher, Lising: Hesben und Leteras – Die neue Unübersichtlichkeit der Beziehungsverhältnisse. In: Madeleine Marti u.a.: Querfeldein. Beiträge zur Lesbenforschung. Bern 1994. – Polymorph (Hrsg.): (K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive. Berlin 2002. – Prengel, Annedore: Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik. Opladen 1993. – Quaestio (Hrsg.): Queering Demokratie. (Sexuelle politiken). Berlin 2000. – Raab, Heike: Foucault und der feministische Poststrukturalismus. Dortmund 1998. – Rebentisch, Juliane: Zur sprachpragmatischen Kritik der (post)strukturalistischen Subjektkritik: Judith Butler revisited. In: Die Philosophin 19 (1998), S. 42-64. – Rödig, Andrea: Ding an sich und Erscheinung. Einige Bemerkungen zur theoretischen Dekonstruktion von Geschlecht. In: Feministische Studien 1994, H. 2, S. 91-99. – Stuve, Olaf: „Queer Theory" und Jungenarbeit. Versuch einer paradoxen Verbindung. In: Fritzsche u.a. 2001, S. 281-294. – Szemerédys, Susanne: Oh Boy, ist's a Girl! Dekonstruktion/Kritik der Kategorie Geschlecht – eine Chance für feministische Soziale Arbeit mit missbrauchten/misshandelten Mädchen? In: Psychologie und Gesellschaftskritik 80 (1996), S. 65-86. – Tervooren, Anja: „Wer ist denn der Vater?". Verque(e)re Gedanken zum Thema Geschlecht und Erziehung. In: Psychologie & Gesellschaftskritik 95/96 (2000), S.199-211. – Tervooren, Anja: Körper, Inszenierung und Geschlecht. Judith Butlers Konzept der Performativität. In: Christoph Wulf, Michael Göhlich und Jörg Zirfas (Hrsg.): Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln. Weinheim 2001(a), S. 157-180. – Tervooren, Anja: Pausenspiele als performative Kinderkultur. In: Christop Wulf u.a.: Das Soziale als Ritual. Zur performativen Bildung von Gemeinschaften. Opladen 2001(b), S. 205-248. – Thorne, Barrie: Gender Play. Girls and Boys in School. New Brunswick, NJ: Rutgers Univ. Press 1993. – Tuider, Elisabeth: Menschen in Kartons. Geschlechter und Sexualitäten als postmoderne Eventualitäten. In: Heidel u.a. 2001, S. 233-252. – Villa, Paula-Irene: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Opladen 2000. – Wartenpfuhl, Birgit: Dekonstruktion. von Geschlechtsidentität – Transversale Differenz. Eine theoretisch-systematische Grundlegung. Opladen 2000. – Weedon, Chris: Wissen und Erfahrung: Feministische Praxis und poststrukturalistische Theorie. Zürich 1990.